

Gedanken zur geistlichen Lesung

„Sich mit wahren Segen beschauen im Spiegel des Worts“

Ein Beitrag Sören Kierkegaards zur Lectio Divina

Die folgenden Gedanken zur geistlichen Lesung mit dem Titel „Was dazu erfordert wird, um sich mit wahren Segen zu beschauen im Spiegel des Worts“ aus Sören Kierkegaards Schrift „Zur Selbstprüfung der Gegenwart anbefohlen“ (in: S. Kierkegaard, Erbauliche Reden 1850/51. Gütersloher Taschenbücher/ Siebenstern 622) können uns bei unseren Bemühungen um eine rechte Haltung gegenüber einer alltäglichen und doch für unser gesamtes christliches (und erst recht monastisches) Leben so entscheidenden Übung, nämlich der *Lectio Divina* (= „Geistlichen Lesung“), Anregungen geben, die uns gerade in ihrer Ungewöhnlichkeit an das, was wir im Grunde ja schon wissen, aber vielleicht einwenig verdrängt haben, wieder erinnern und zu neuem „Ernst“ (ebenfalls eine Kierkegaardsche Kategorie!) – man könnte dafür auch sagen „Gottesfurcht“ oder „Ehrfurcht vor Gottes Wort“ – motivieren.

Kierkegaard geht bei seinen Ausführungen vom Jakobusbrief aus:

„Hört das Wort nicht nur an, sondern handelt danach; sonst betrügt ihr euch selbst. Wer das Wort nur hört, aber nicht danach handelt, ist wie ein Mensch, der sein eigenes Gesicht im Spiegel betrachtet: Er betrachtet sich, geht weg, und schon hat er vergessen, wie er aussah. Wer sich aber in das vollkommene Gesetz der Freiheit vertieft und an ihm festhält, wer es nicht nur hört, um es wieder zu vergessen, sondern danach handelt, der wird durch sein Tun selig sein (Jak 1,22ff).

Diese Stelle aus dem Jakobusbrief entfaltet er in drei Gesichtspunkten („Forderungen“), deren erster lautet:

„Zum ersten wird erfordert, dass du nicht auf den Spiegel siehst, nicht den Spiegel betrachtest, sondern dich selbst im Spiegel siehst“ (60).

Dies ist an sich eine triviale Forderung; denn wozu wäre ein Spiegel denn da, wenn nicht zum Hineinschauen. Und doch steht dahinter etwas sehr Entscheidendes und Beherzigenswertes. Stellen wir uns einen Kunstfachmann vor, der auf einen wertvollen, prächtig gerahmten Barockspiegel trifft. Natürlich wird dieses Kunstwerk sein unmittelbares Interesse wecken; er wird tatsächlich auf den Spiegel blicken, und durchaus nicht in den Spiegel (höchstens so nebenher). So ähnlich könnte ein Exeget auch mit dem Bibelwort verfahren; es gibt ja Text- und Überlieferungsprobleme genug: „[...] und nun die Lesearten; und dann dieser Haufe, dies Gedränge von Gelehrten und Meinungen, und gelehrten Meinungen und ungelehrten Meinungen, wie die einzelne Stelle zu verstehen sei... nichtwahr, dies alles sieht etwas weitläufig aus! Gottes Wort ist der Spiegel – ich soll, wenn ich lese oder höre, mich im Spiegel sehen: doch siehe, das mit dem Spiegel verwirrt sich derart, dass ich wohl niemals dahin gelange mich zu spiegeln, wenigstens nicht, wenn ich diesen Weg einschlage“ (61).

Natürlich wäre es unsinnig, wollte man daraus schließen, Kierkegaard wüsste nicht um die Notwendigkeit exegetischer Forschung. Es ist freilich nicht zu leugnen, dass er ihr mit einer gewissen Skepsis gegenübersteht, aber aus einem Grund, den er gleich nennen wird, und den er hinter aller wissenschaftlicher Tätigkeit *um ihrer selbst willen* argwöhnt: „Man könnte beinahe versucht sein, anzunehmen, dass hier ein gut Teil menschlicher Arglist mit im Spiele sei (ach, und es ist wahr, wir Menschen sind im Verhältnis zu Gott [...] recht arglistig, es verhält sich durchaus nicht so, wie wir etwa zueinander sagen: dass wir so gerne Gottes Willen tun möchten, wenn wir ihn nur in Erfahrung bringen könnten) [...]“ (61). Unter dem Vorwand, durch wissenschaftliche Forschung die hohe Bedeutung des Wortes Gottes zu würdigen, rücken wir es in Wirklichkeit möglichst weit von uns weg, damit es uns nur ja nicht etwa gar zu Herzen gehe!

Demgegenüber bringt Kierkegaard nun einen Vergleich, der die Lectio Divina auf eine ganz andere, auf ihre eigentliche Ebene hebt: „Mein Zuhörer, wie hoch schätze ich das Wort Gottes im Preise? Sag nun nicht, du schätze ich es so hoch im Preise, dass kein Ausdruck es bestimmt angeben könne; denn man kann auch so hochtrabend sprechen, dass man überhaupt nichts sagt. Lass uns deshalb, auf dass es zu Etwas werden möge, ein schlichtes menschliches Verhältnis nehmen [...] Denk dir einen Liebenden, der von der Geliebten einen Brief empfangen hat – so kostbar wie dieser Brief für den Liebenden ist, so kostbar, nehme ich an, ist Gottes Wort für dich; so wie der Liebende diesen Brief liest, ebenso, nehme ich an, liest du, und meinst du lesen zu sollen, Gottes Wort“ (62).

Damit sind wir nun auf die Ausgangsbasis gestoßen, die eine so intim-persönliche Begegnung zwischen einem Ich und Du ermöglicht („Ich schau IHN an, ER schaut mich an“), dass von daher nunmehr auch eine wissenschaftliche mit dem Wort Gottes ihren rechten Stellenwert bekommt: „Ich nehme denn also an: dieser Brief von der Geliebten ist in einer Sprache geschrieben, die der Liebende nicht versteht; [...] Was tut er? Er nimmt ein Wörterbuch, setzt sich hin und buchstabiert den Brief durch, schlägt jedes Wort nach, um sodann eine Übersetzung zuwege zu bringen“ (62). Nur deshalb also wird man zu entsprechenden Hilfsmitteln greifen, um das Geschriebene zu verstehen. Dabei dürfen wir das „in einer Sprache geschrieben, die der Liebende nicht versteht“ sehr weit fassen: Alles, was uns vom Wort Gottes in seiner zeit- und kulturbedingten Fremdheit trennen mag, sei hier miteinbezogen. Aber alles wissenschaftliche Bemühen muss in dem gesteckten Rahmen (Liebender - Geliebte) verbleiben und kann nur eine dienende Funktion haben, sich aber nie und nimmer in sich selber erschöpfen; nicht sie ist das Eigentliche, sondern letztlich das verständige Lesen der Botschaft.

So würde der Liebende, sollte er, bei seiner lexikalischen Vorarbeit übers Wörterbuch gebeugt, angetroffen und befragt werden, ob er da gerade einen Liebesbrief lese, voller Entrüstung sagen: „Bist du bei Verstande, glaubst, das heißt einen Brief von der Geliebten lesen! Nein, mein Freund, ich sitze hier und schufte, um mittels eines Wörterbuchs eine Übersetzung fertig zu bekommen; zuweilen bin ich nahe daran, zu bersten vor Ungeduld, das Blut steigt mir zu Kopfe, so dass ich das Wörterbuch am liebsten auf den Boden werfe – und das nennst du lesen, willst du mich höhnen! Nein, Gott sei Dank, ich bin bald mit der Übersetzung fertig, und dann, ja dann, dann werde ich daran gehen, den Brief von der Geliebten zu lesen, das ist ein ganz ander Ding [...]“ (62).

Es kommt hier also ganz klar zum Ausdruck, dass die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Wort Gottes keineswegs Selbstzweck ist und auch gar nicht als befriedigend empfunden wird. Wer die Lust an wissenschaftlicher Arbeit am Wort Gottes als in sich erfüllend sucht und sie nicht mehr unter dem Ziel einer persönlichen Begegnung oder der Ermöglichung einer solchen für andere (als Prediger, Katechet, Lehrer usw.) sieht, der kann nicht vom Lesen des Wortes Gottes, von Lectio Divina im eigentlichen Sinne reden. Jedes exegetische Bemühen muss dorthinein münden: „Nein, Gott sei Dank, ich bin bald mit der Übersetzung fertig, und dann, ja dann, dann werde ich daran gehen, den Brief von der Geliebten zu lesen.“

„Mithin, der Liebende macht also bei dem Briefe von der Geliebten einen Unterschied zwischen lesen und lesen, zwischen dem Lesen mit Wörterbuch, und dem Lesen des Briefs von der Geliebten“ (63). Im Folgenden wird dies einzig richtige Lesen in seiner Eigenart ganz deutlich, dann nämlich, wenn der Leser auf eine Äußerung stößt, die *zur Tat* auffordert: „Lassen wir dieses Bild nicht vor der Zeit fahren! Nehmen wir an, dieser Brief von der Geliebten enthalte nicht bloß [...] das Aussprechen eines Gefühls, sondern es sei in ihm ein Wunsch enthalten, etwas, das der Liebende tun soll gemäß dem Wunsch der Geliebten. Es sei, so nehmen wir an, viel, das von ihm verlangt werde, sehr, sehr viel; da sei, würde jeder Dritte sagen, guter Grund vorhanden, sich zu bedenken: der Liebende indes – in der gleichen Sekunde eilt er davon, um der Geliebten Wunsch erfüllt zu sehn“ (63). Hier liegt das entscheidende Kriterium, ob es einem mit dem Wort Gottes ernst ist oder nicht: *die Bereitschaft zur Tat*.

Der hl. Augustinus sagt einmal: „Mores non ex eo quod quis novit, sed ex eo quod amat, diiudicari solent.“ Das Kennzeichen echter Liebe sind also nicht bloßes Wissen, und auch nicht bloße Gefühle, sondern: „Wir wollen nicht mit Wort und Zunge lieben, sondern in Tat und Wahrheit. Daran

werden wir erkennen, dass wir aus der Wahrheit sind, und werden unser Herz in seiner Gegenwart beruhigen“ (1 Joh 3,18f).

Denken wir an den hl. Antonius, der im Gottesdienst das Evangelium vom reichen Jüngling hört („Geh, verkaufe, was du hast, gib das Geld den Armen, und du wirst einen bleibenden Schatz im Himmel haben; dann komm und folge mir nach!“ Mk 10,21). Sofort, ohne das Ende des Gottesdienstes erst abzuwarten, geht er hinaus und tut, was er eben vernommen hat: Als der rechte Hörer des Wortes wusste er, dass mit diesem Appell er selber gemeint sei. -

„Nehmen wir an, die Liebenden träfen sich nach Verlauf einiger Zeit und die Geliebte sagte: ‚Aber Liebster, das hatte ich ja gar nicht von dir verlangt, du musst das Wort verkehrt verstanden oder auch verkehrt übersetzt haben‘ - glaubst du, es verdrieße den Liebenden nun, dass er, anstatt eilends in der gleichen Sekunde unverzüglich dem Wunsche nachzukommen, nicht erst einige Bedenken sich gemacht habe, um dann noch ein paar Wörterbücher mehr zu Rate zu ziehen, und so dann noch mehr Bedenken zu bekommen und vielleicht sodann das Wort richtig zu übersetzen, und somit befreit zu sein, - glaubst du, dieser sein Irrtum verdrieße ihn, glaubst du, er gefalle der Geliebten weniger?“ (63f). Lesen wir nicht auch vom hl. Franziskus, wie er die Stimme des Gekreuzigten von San Damiano „erneuere mir meine Kirche!“ in seiner Einfalt wortwörtlich genommen und angefangen hat, das halbzerfallene Kirchlein nach Schreiner- und Maurerart zu „renovieren“? Und hat er nicht gerade in diesem handfesten Tun begriffen, was Christus wirklich mit seinem Wort gemeint hatte? „Der Liebe Tun“, wie ein großer Predigtzyklus von Kierkegaard lautet, und zwar gerade ihr schlichtestes und konkretes, lässt allein die Einsicht in den Willen Gottes wachsen und die Bereitschaft auch zu Außergewöhnlichem reifen, - außergewöhnlich nicht im Spektakulären, sondern außergewöhnlich in der Maßlosigkeit der Liebe.

„Mithin, der Liebende hat bei dem Briefe von der Geliebten einen Unterschied gemacht zwischen lesen und lesen, des weiteren hat er das Lesen so verstanden: wenn in dem Briefe ein Wunsch enthalten sei, müsse man unverzüglich damit anfangen, ihn zu erfüllen, nicht eine einzige Sekunde sei zu versäumen. Denke nun an Gottes Wort [...] Bist du also ein Gelehrter, so gib am Ende ja acht, dass du nicht über allem diesem gelehrten Lesen (welches kein Lesen von Gottes Wort ist), vergessest Gottes Wort zu lesen. Bist du ungelehrt, o, sei nicht neidisch auf den andern, freue dich, dass du ohne Verzug daran kommen kannst, Gottes Wort zu lesen! Und gibt es da nun einen Wunsch, ein Gebot, einen Befehl, dann eile - erinnere dich des Liebenden! - eile flugs davon um darnach zu tun“ (64).

Wenngleich Kierkegaard einem „Ungelehrten“ eine bessere Ausgangsposition für ein rechtes, weil schlichtes und unmittelbares Lesen einräumt, ist auch der nicht schon gegen alle Fehlhaltung gefeit; er kann ja , um es sich leichter zu machen (um leichter davonzukommen?), zu altehrwürdigen Väterkommentaren oder sonstigen Betrachtungsbüchern greifen, die den direkten Anspruch des Wortes mit schönen Allegorien in Weitläufigkeit aufweichen und durch fromme „Anmutungen“ die eigentliche Zumutung des nackten Wortes verhüllen. Wenn es ums Tun geht, finden wir alle, ob gelehrt oder ungelehrt, rasch ein „Aber“: „‚Aber‘, sagst du vielleicht, ‚es gibt da so viele dunkle Stellen in der heiligen Schrift, ganze Bücher, die nahezu rätselhaft sind.‘ Hierauf möchte ich erwidern: [...] Was dich verpflichtet, sind nicht die dunklen Stellen, sondern das, was du verstehst; und dem hast du augenblicklich nachzukommen. Wäre da nur eine einzige Stelle, die du in der ganzen heiligen Schrift verstündest: nun wohl, so hast du zuerst nach ihr zu tun; nicht aber hast du dich zuerst hinzusetzen, und über deren dunklen Stellen zu grübeln“ (65). Wir denken an „Die aufrichtigen Erzählungen eines russischen Pilgers“, der sich mit der *einen* Aufforderung „betet allezeit!“ begnügte und darin seine Lebensaufgabe, seine Berufung gefunden hat.

„Indes, vielleicht fürchtest du, es möchte dir bei Gottes Wort so gehen wie jenem Liebenden mit dem Briefe, du könntest (doch diese Befürchtung ist sicherlich grundlos, wo es um Gottes Forderung geht), du könntest dahin kommen zuviel zu tun [...] Er [der Liebende] würde sagen: ‚Wer eine solche Furcht davor hat, dass er dahin kommen könnte zuviel zu tun, [d]er liest nicht den Brief von der Geliebten‘; und ich würde sagen: er liest auch nicht Gottes Wort“ (66). -

Bleiben wir noch für einen weiteren wichtigen Gesichtspunkt im Umgang mit dem Wort Gottes bei unserem Vergleich mit dem Liebesbrief: Wer einen Liebesbrief liest, will von niemandem, nicht einmal von seinem liebsten Freunde, darin gestört werden; er sucht die Einsamkeit, will allein sein mit seinem Lesen. Dies ist so grundlegend, dass Kierkegaard sagen kann; „Und so auch mit Gottes Wort: wer nicht allein ist mit Gottes Wort, der liest nicht Gottes Wort“ (66). Und nun kommt es zu einem Geständnis, das gewiss nicht bloß zu einer literarischen Ausdrucksform abzuschwächen ist, sondern uns einen tiefen Blick in Kierkegaards Inneres tun lässt: „Allein mit Gottes Wort! Mein Zuhörer, lass mich hier ein Geständnis machen über mich selbst: ich wage es noch nicht richtig, ganz allein zu sein mit Gottes Wort, so dass kein Sinnentzug sich dazwischen schiebt. Und erlaube mir dann noch eines zu sagen: ich habe nie jemanden gesehen, von dem ich es zu glauben wagte, dass er die Aufrichtigkeit, den Mut habe, allein zu sein mit Gottes Wort, so dass kein, ja kein Sinnentzug sich dazwischen schiebt“ (66). Und weiter: „Allein sein mit der heiligen Schrift! Ich getraue es mich nicht. Wenn ich jetzt in ihr etwas aufschlüge: die erste beste Stelle – sie fängt mich augenblicklich; sie fragt mich (ja, es ist, als ob Gott selber mich fragte): hast du getan, was du da liesest? Und dann, dann... ja, dann bin ich gefangen. Dann entweder ohne Verzug gehandelt oder augenblicklich ein demütiges Eingeständnis“ (67).

Hier zeigt sich etwas von der (furchtbaren) Ausweglosigkeit des Menschen, wenn es zu einer echten Begegnung, „Konfrontation“ mit Gott kommt: „Es ist furchtbar, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen“ (Hebr 10,31). „Von hinten und von vorn umschließt du mich und hast deine Hand auf mich gelegt“ (Ps 139). Die Ambivalenz gerade dieses Psalmverses, der als Ausdruck von Geborgenheit *und* Ausweglosigkeit verstanden werden kann (muss?), macht deutlich, wie wenig der Mensch Gott gegenüber berechnend und vereinnahmend sein darf, will er nicht Gefahr laufen, an die Stelle des lebendigen Gottes lediglich ein selbst-fabriziertes Götzenbild zu setzen. Vielleicht meint Kierkegaard mit „allein zu sein mit Gottes Wort, so dass kein, ja kein Sinnentzug sich dazwischen schiebt“ etwas Ähnliches. Denn er kennt den Menschen in seinem Hang, auszuweichen, sich selber und nach Möglichkeit sogar noch seinem Gott etwas vorzumachen, nur zu gut: „Indes, man kann sich auch auf ganz andere Art wider Gottes Wort wehren, wobei man darauf trotz, dass man sehr wohl wage, mit ihm allein zu sein, etwas, das doch nicht wahr ist. Denn nimm die heilige Schrift, schließ die Tür hinter dir zu – nimm dann aber zehn Wörterbücher, fünfundzwanzig Auslegungen: so kannst du die heilige Schrift ebenso ruhig und ungeniert lesen wie du den Lokalanzeiger liest. Fällt dir dann wunderlicherweise, gerade, wenn du so recht schön dasitzt und eine Stelle liest, zwischendurch ein: hab ich dies getan, handle ich hiernach (natürlich nur in Geistesabwesenheit, in einem zerstreuten Augenblick, da du nicht mit dem gewohnten Ernste gesammelt bist, kann dir dergleichen widerfahren), so ist die Gefahr doch nicht eben groß. Denn siehe, vielleicht sind da mehrere Lesearten [...], und vielleicht sind fünf Ausleger der einen Meinung und sieben einer andern, und zwei einer merkwürdigen Meinung, und drei schwanken oder haben gar keine Meinung [...], und so weiter. So ein Mann gerät denn nicht in die Verlegenheit, in der ich stecke: entweder unverzüglich nach dem Worte tun zu müssen oder doch ein demütiges Eingeständnis machen zu müssen. [...] Dahingegen hat der Mann erreicht, dass es dunkel bleibt, ob der Fehler nicht in ihm stecke, ob nicht er es sei, der nicht Lust hat, Fleisch und Blut zu verleugnen und nach Gottes Wort zu tun. O, trauriger Missbrauch der Gelehrsamkeit, o, dass es den Menschen so leicht gemacht wird, sich selber derart zu betrügen. Denn wäre dabei nicht so viel Sinnentzug und Selbstbetrug, so würde sicherlich jedermann, wie ich es tue, gestehen: ich getraue mich schwerlich, allein zu sein mit Gottes Wort“ (67f).

Also, wirklich allein muss man mit Gottes Wort sein, so wie es der Liebende mit dem Brief der Geliebten ist! Sonst liest man nicht wirklich Gottes Wort oder – um auf die erste Forderung zurückzukommen – sonst betrachtet man lediglich den *Spiegel*, seinen kostbaren Rahmen usw., aber man betrachtet nicht *sich selbst im Spiegel*! Und tut einer das nicht, so kann er tagaus tagein ein Leben lang auf Gottes Wort schauen (welch eine Gefahr gerade für den „Berufsgeistlichen“!), und begegnet doch nie Gottes Wort und in Gottes Wort sich selber „sub specie aeterni“! Dann wäre es wirklich besser, seine Unfähigkeit und mangelnde Bereitschaft, Gottes Willen zu tun, sich einzugestehen, Gott um Geduld und Nachsicht zu bitten, – das wäre menschlich. „Aber das ist doch nicht menschlich, der Sache eine ganz andre Wendung zu geben: dass ich listig, immer eine Lage über

der andern, Auslegung und Wissenschaft und noch einmal Wissenschaft dazwischen schiebe (ungefähr wie wenn ein Schuljunge ein Handtuch oder auch mehrere unter seinem Wams anbringt, wenn er Prügel kriegen soll), dass ich alles das zwischen das Wort und mich schiebe, und dann diesem Auslegen, dieser Wissenschaftlichkeit den Namen von Ernst und Wahrheitseifer beilege, und dann dieses Treiben zu einer solchen Weitläufigkeit anschwellen lasse, dass ich niemals dazu komme, einen Eindruck von Gottes Wort zu empfangen, niemals dazu komme, mich im Spiegel zu beschauen. Es sieht aus, als zöge alles dies Forschen und Grübeln und Sinnen und Ergründen Gottes Wort ganz nahe an mich heran; die Wahrheit ist, dass ich eben damit, aufs Allerlistigste, Gottes Wort so weit als nur möglich von mir entferne, viel weiter als es dem ist, welchem vor Gottes Wort so angst und bange würde, dass er es so weit als nur möglich fortschleuderte“ (71). - -

Die zweite Forderung für den rechten Umgang mit dem Wort Gottes lautet:

„Zum andern wird erfordert, dass du, wenn du Gottes Wort liesest, um dich im Spiegel zu sehen (auf dass du wirklich dazu gelangest, dich im Spiegel zu sehen), daran denkst in einem fort zu dir selber zu sagen: ich bin es, zu dem da gesprochen wird, ich bin es, von dem da gesprochen wird“ (71).

Hier darf es keine falsche Bescheidenheit geben, als wäre es unangebracht und allzu ichbezogen, ausgerechnet sich selber vom Wort Gottes angesprochen zu wähnen. Ansonsten, wenn es etwas an Vorteil zu gewinnen gibt, ist es ja durchaus vornehm und selbstlos, zurücktreten zu können und anderen den Vortritt zu lassen; oder wenn einem Lob und Anerkennung gespendet werden, sich in aller Demut bewusst zu sein, dass man ja selber nur empfangen hat, wofür man jetzt ausgezeichnet werden soll. Aber gegenüber dem Wort Gottes wäre solch eine Haltung falsche Bescheidenheit und Heuchelei. „[...] Sag also nicht: ‚Pfui, sollte ich so eitel sein! Denn an sich selber denken und sprechen: ‚das bin ich‘, es ist [...] das Subjektive; und das Subjektive, es ist Eitelkeit, diese Eitelkeit, kein Buch lesen zu können – Gottes Wort! – ohne zu vermeinen, es handle von *mir*. Und sollte ich denn so dumm sein, <davor> keinen Abscheu zu haben, wo ich doch dadurch zugleich mich versichere, dass Gottes Wort nicht dazu kommen kann meiner habhaft zu werden, weil ich mich in keinerlei persönliches (subjektives) Verhältnis zum Wort setze, sondern stattdessen [...] das Wort in ein unpersönliches Etwas verwandle (das Objektive, eine objektive Lehre u. dgl.), zu dem ich – der zugleich Ernsthafte und Gebildete! – mich objektiv verhalte, so dass ich also nicht so ungebildet und eitel bin, meine Persönlichkeit mit ins Spiel zu bringen und etwa zu glauben, ich sei es, zu dem gesprochen werde, ich, in einem fort ich, von dem gesprochen werde“ (72).

Kierkegaard spricht auch hier wieder von Hinterlist; denn im Grunde steht dasselbe Motiv hinter dieser Pseudobescheidenheit: sich gegen den Anspruch Gottes zu immunisieren. Die nämliche Listigkeit spielt auch mit, wenn man durch Entsubjektivierung des Wortes Gottes aus ihm eine objektive Lehre machen wollte: Jesus Christus als der große Weisheitslehrer, größer als Buddha, weiser als Sokrates und alle Philosophen ...; aber eben doch nur ein Lehrer, zu dem ich ein distanziert-abwägendes Verhältnis haben kann, aber durchaus kein persönliches Engagement im Sinne dessen, was Jesus mit „Nachfolge“ meint. Demgegenüber betont Kierkegaard, dass Wahrheit immer nur „Wahrheit für mich“ sein kann, d.h. dass ich sie mir subjektiv aneignen, sie zu der meinigen machen muss, soll sie Wahrheit im Vollsinn sein (Die Kategorie der Subjektivität ist für Kierkegaards existentielles Denken das entscheidende Argument in seinem Kampf gegen Hegel). Alle Objektivität ist - zumindest dem Wort Gottes gegenüber - List und Lüge des menschlichen Herzens, das sich dem Anspruch Gottes nicht stellen will: „Ja, ferne sei von mir [...], was ja sonst so leicht geschehen könnte, dass das Wort meiner, gerade meiner habhaft werde, über mich Macht gewinne, so dass ich mich nicht wider es wehren könnte, und es fortführe, mich zu verfolgen, bis ich entweder darnach täte, der Welt entsagend, oder doch gestünde, ich täte es nicht – die gerechte Strafe für jeden, der sich erlaubt, auf ungebildete Weise umzugehn mit Gottes Wort“ (72).

Und er stellt solch einem Selbstbetrug noch einmal die unabdingbare Forderung gegenüber: „Nein, nein, nein! Wenn du Gottes Wort liesest, dann musst du bei allem, was du liesest, fort und fort zu dir sagen: ‚ich bin es, zu dem gesprochen wird, ich, von dem gesprochen wird‘, dies ist der Ernst, eben dies ist der Ernst“ (72).

Wir spüren, glaube ich, ohne weiteres, dass diese Kierkegaardsche Kategorie des Ernstes seine Entsprechung hat in der biblischen Rede von der „Furcht des Herrn“ bzw. von der „Gottesfurcht“. Was immer sonst noch in diesem biblischen Begriff mitschwingen mag und was immer auch an verkehrter Interpretation in diesen Begriff mit eingegangen sein und zu schlimmen Entstellungen geführt haben mag, - der Kierkegaardsche Begriff des Ernstes - dass man Gott eben „ernst nehmen“ müsse - scheint mir zumindest als Hinführung zu seinem biblischen Äquivalent hilfreich zu sein. Schauen wir uns einige Beispiele im Vergleich der Einheitsübersetzung mit der „Bibel im heutigen Deutsch“ an:

- 2 Chr 19,7 „Lasst euch also von der *Furcht* des Herrn leiten und handelt gewissenhaft!“
 „Nehmt den Herrn *ernst* und tut euren Dienst gewissenhaft!“
- Ps 25,14 „Die sind Vertraute des Herrn, die ihn *fürchten*.“
 „Wer den Herrn *ernst nimmt*, den zieht er ins Vertrauen.“
- Ps 34,12 „Kommt, ihr Kinder, hört mir zu! Ich will euch in der *Furcht des Herrn* unterweisen.“
 „Kommt, junge Leute, hört mir zu! Ich will euch sagen, was es heißt, *Gott ernst zu nehmen* und mit ihm zu leben.“

Es geht um den Ernst dessen, der sich von Gott selber ernst genommen weiß - von seiner Liebe zu mir, aber auch von seinem Verfügungsrecht über mich - und der sich deshalb auch von seinem Wort treffen und betroffen machen lässt. Der Ernst ist also die Furcht Gottes, die mich nicht lähmt, nicht entpersönlicht, sondern mich zu Engagement, Hingabe, Tat, Verwirklichung treibt (vgl. Rudolf Otto, der das Heilige (den Heiligen) als das „tremendum et fascinatum“ beschreibt). Wenn die Furcht des Herrn, d.h. die Bereitschaft, Gott überhaupt ernst zu nehmen, der Anfang der Weisheit ist (vgl. Ps 11,10) und Weisheit ihrerseits nicht identisch ist mit theoretischem Wissen, sondern die Frucht einer entsprechenden Lebenspraxis als einer den ganzen Menschen durchformenden Kraft („sapere“ heißt eigentlich „schmecken“, „verkosten“), dann folgt daraus notwendig, was Kierkegaard als zweite Forderung beim Lesen des Wortes Gottes aufgestellt hat: „Es hat auch kein Einziger von denen, denen die Sache des Christentums in höherem Sinne anvertraut gewesen ist, vergessen, es wieder und wieder als das Allerentscheidendste einzuschärfen, als unbedingt die Bedingung, falls du dazu gelangen sollst, dich im Spiegel zu sehen, [nämlich] du sollst während des Lesens in einem fort zu dir selber sagen: es wird da gesprochen zu mir und von mir“ (73).

Diesen Unterschied von unbeteiligter Objektivität und betroffener Subjektivität schildert Kierkegaard so anschaulich und auch amüsant an der Geschichte von David und dem Propheten Natan (2 Sam 12), dass die Stelle ausführlicher zitiert zu werden verdient:

„Da geht denn eines Tages ein Prophet zum König David hinauf. Lass uns die Sache recht gegenwärtig werden, indem wir sie ein wenig modernisieren. Der eine ist der König, der höchstehende Mann im Volk, der andre der Prophet, ein angesehener Mann aus dem Volk, beide, natürlich, gebildete Männer, und man darf also dessen gewiss sein, dass ihr Verkehr miteinander, ihre Unterredung unbedingt das Gepräge der Bildung tragen wird. Überdies sind sie beide, vor allem der eine von ihnen, berühmte Schriftsteller, König David der namhafteste Dichter, und, demzufolge, ein Kenner, ein geschmackbesitzender Richter des Geschmacks, welcher die Darstellung und die Wahl der Ausdrücke zu würdigen weiß, ebenso die Anlage eines Gedichts und die sprachliche Form und die Tonart und seine Nützlichkeit oder Schädlichkeit für die Sitten usw. Und es trifft sich glücklich, man kommt gerade zu dem rechten Mann; denn der Prophet hat eine Novelle verfasst, eine Erzählung, und er wird die Ehre haben, sie Seiner Majestät vorzutragen, dem gekrönten Dichter und Kenner der Dichtung. [...] Ich stelle mir vor, David hat aufmerksam zugehört, hat darauf seine Meinung kundgegeben, natürlich seine Persönlichkeit (Subjektivität) nicht eingemischt, sondern diese nette kleine Arbeit unpersönlich (objektiv) gewürdigt. [...] kurz, er hat sich so geäußert, wie in unsern Zeiten wir Gebildeten eine Predigt für Gebildete zu beurteilen pflegen, das heißt, eine Predigt, die ihrerseits ebenfalls objektiv ist. Da spricht der Prophet zu ihm: du bist der Mann. Sieh, die Erzählung, die der Prophet vorgetragen hat, ist eine Geschichte gewesen; dies Wort aber: du bist der Mann, es ist eine andre Geschichte - es ist der Übergang zum Subjektiven“ (74f).

Man kann dieses „es wird da gesprochen zu mir und von mir“ geradezu zu einer „Meditationsmethode“ machen: Identifiziere dich mit einer der Gestalten um Jesus und gib ihr deinen eigenen Namen, bring dich selber so in die Szene ein, dass das Vergangene für dich zum Hier und Heute wird (vgl. Kierkegaards großes Anliegen [in: „Unwissenschaftliche Nachschrift“] „mit Christus gleichzeitig zu werden, „den garstigen breiten Graben“, von dem Lessing im Hinblick auf die große zeitliche Distanz zwischen dem historischen Jesus und uns Heutigen spricht, zu überwinden) und die Unbeteiligtheit zur persönlichen existentiellen Betroffenheit. Wer es versucht, wird erfahren, wie rasch die „Geistliche Lesung“ aus einer vielleicht bloßen Pflichtübung zu einer recht anspruchsvollen, ja strapaziösen Angelegenheit werden kann, die einen wirklich zwingt, im Spiegel des jeweiligen Wortes Gottes sich selber, sein oft nur allzu verdrängtes und uneingeständenes Innerstes aufzustöbern, ans Licht zu heben und sich mit ihm zu konfrontieren, - falls einem mittlerweile vor Scham oder Erschrecken, wie sehr man doch das Bild Gottes in seinem eigenen verunstaltet hat, nicht die Ruhe und Gelassenheit zu solch einer Betrachtung vergangen ist und es ihn vielmehr zum Gebet um Vergebung, zur Bitte um Hilfe und schließlich zum hl. Bußsakrament und somit zu einem existentiellen Tun drängt. Dass hierin zugleich die altmonastische Einheit von „lectio - meditatio - oratio - actio“ in einem etwas verfremdeten Kontext auftaucht, sei nur nebenher bemerkt. Kierkegaard führt uns diese „Methode“ am Beispiel des Gleichnisses vom barmherzigen Samariter vor, das ebenfalls ausführlich zitiert sei (allerdings mit durchgängigen, doch nicht eigens markierten Kürzungen):

„Es war ein Mensch, der von Jerusalem nach Jericho ging und unter die Räuber fiel, und die zogen ihn aus, und schlugen ihn, und gingen davon, und ließen ihn halbtot liegen - wenn du nun liestest, und von ungefähr zog ein Priester (Pastor) desselbigen Weges, und da er ihn sah, ging er vorüber, so sollst du zu dir selbst sagen: ‚Das bin ich.‘ Du sollst keine Ausflüchte suchen, noch weniger witzig werden, du sollst nicht sagen: ‚das bin ich nicht, es war ja ein Pastor, und ich bin nicht Pastor, dahingegen finde ich es ausgezeichnet, dass das Evangelium es einen Pastor sein lässt, denn die Pastoren sind die Ärgsten von allen.‘ Nein, wenn du Gottes Wort liestest, soll es ein Ernst sein, und du sollst zu dir selber sagen: ‚dieser Priester (Pastor), das bin ich.‘ Ach, dass ich so unbarmherzig habe sein können, und ich nenne mich doch einen Christen, dass ich so etwas habe sehen können, es ungerührt habe sehen können! - ‚Desgleichen auch ein Levit, da er kam zu der Stätte, ging er herzu und sah ihn und ging vorüber.‘ Hier sollst du sagen: ‚das bin ich, o dass ich so hartherzig habe sein können und dass es mir, wenn mir dies früher einmal widerfahren ist, also noch einmal mehr mir wird widerfahren können, dass ich nicht besser geworden bin!‘ - Und es kam ein praktischer Mensch desselben Weges, und als er in die Nähe kam, sprach er zu sich selbst: ‚was ist das, da liegt ein halbtoter Mensch, es taugt gewiss nichts, dass ich den Weg weiter gehe, es könnte ja eine Polizeisache daraus werden, oder die Polizei könnte im gleichen Augenblick dazu kommen und mich als den Täter festnehmen.‘ - Und da kam einer in tiefen Gedanken, an nichts denkend, desselben Weges, er sah überhaupt nichts, und ging vorüber - da sollst du zu dir selbst sagen: ‚Das dürfte ich sein, ich Schaf, dass ich so gehen und dösen kann, ohne zu sehen, dass da ein halbtoter Mensch liegt‘; und derart würdest du doch zu dir selber sprechen, falls ein großer Schatz auf dem Wege gelegen hätte und du vorüber gegangen wärest, ohne ihn zu sehen. - ‚Ein Samariter aber reisete und kam zu ihm.‘ Damit du es nicht müde wirst, fort und fort zu sagen: ‚das bin ich‘, kannst du hier der Abwechslung halber sagen ‚das dürfte nicht ich sein, ach nein, so bin ich nicht!‘ - Wenn alsdann das Gleichnis sein Ende hat und Christus zum Pharisäer spricht: ‚gehe hin und tue desgleichen‘, so sollst du zu dir selbst sagen: ‚ich bin es, zu dem gesprochen wird, nun gleich los!‘ Du sollst keine Ausflüchte suchen, noch weniger dich in Witzen versuchen, du sollst nicht sprechen: ‚auf Ehre kann ich versichern, der Fall ist in meinem Leben nicht vorgekommen.‘ Denn du verstehst das Wort recht gut. Und hast du auf deinem Wege niemals jemand angetroffen, der von Räubern überfallen worden war: es sind Elende genug auf deinem wie auf meinem Wege [...]“ (76ff).

Und weiter unten fügt Kierkegaard hinzu: „Auf die Art [...] sollst du Gottes Wort lesen; und gleich wie man, laut der Erzählung des Aberglaubens, mit dem Lesen von Beschwörungsformeln Geister berufen kann: ebenso wirst du (und dies ist das Erste, das not ist), wenn du auch nur einige Zeit fortfährst, Gottes Wort auf die Art zu lesen, - wirst du eine Furcht, ein Zittern in deine Seele hinein-

lesen, so dass es dir mit Gottes Beistand gelingen wird, ein Mensch zu werden, eine Persönlichkeit, erlöst davon jenes grauenhafte Uding zu sein, in das wir Menschen – zum Bilde Gottes erschaffen! – verzaubert worden sind: ein unpersönliches, ein objektives Etwas. Es wird, wenn du Gottes Wort auf diese Art liesest, es wird – wenn es dir auch erschreckend sein wird, aber denke daran, es ist die Bedingung der Erlösung! – dir gelingen, was da erfordert wird, dich selbst im Spiegel des Wortes zu beschauen. Allein auf solche Art gelingt es“ (80). - -

Und so verbleibt uns noch der letzte Schritt, die dritte Forderung, die lautet:

„Endlich musst du, falls du dich selbst mit wahren Segen im Spiegel des Worts beschauen sollst, nicht also gleich vergessen, wie du gestaltet gewesen bist, nicht der vergessliche Hörer (oder Leser) sein, von dem der Apostel sagt: er beschaute sein leiblich Angesicht im Spiegel, vergaß jedoch also gleich, wie er gestaltet war“ (80).

Es geht also um das Entscheidende, den Übergang ins praktische Leben. Und wie es meist ist, wenn es um den Alltag und um das Pragmatische geht: das Wesentliche dazu ist rasch gesagt, - und schwer getan. Wichtig ist Kierkegaard dabei das „sofort“, „noch diesen Augenblick“, und wärest du auch nur bereit, es mal für diesen Tag, für diese eine Stunde zu versuchen. Denn er weiß als erfahrener Psychologe genau: „Dergestalt ist es das Richtigste, glaub es mir, und du weißt ja, ich soll ein bisschen von einem Seelenkundigen sein, und was du nicht weißt, ach, das weiß ich, in wie vielen Leiden, in wie bitteren Erfahrungen ich es geworden bin, wenn anders ich es geworden bin. Auf die Art zu verfahren ist weit richtiger als sofort den Mund voll zu nehmen und sofort zu erklären: ‚ich werde niemals vergessen.‘ O mein Freund, es ist weit besser, dass du niemals vergessest *also gleich* daran zu denken, als dass du *also gleich* erkläre: ich werde es *niemals* vergessen. Ernst ist eben dies: solchen redlichen Argwohn wider sich selber zu hegen [...], gleich wie ein Geldmensch umgeht mit einem unsicheren Zahler – er sagt zu ihm: ‚ja, dieses große Versprechen hilft wenig, ich möchte lieber einen kleinen Teil der Summe sofort haben“ (81). Oder denken wir uns einen Spieler, der in einem glücklichen Augenblick der Einsicht den Entschluss fasst, mit dieser ruinösen Leidenschaft zu brechen. „ [...] spräche er zu sich selbst: ‚so gelobe ich denn hoch und heilig, ich werde mich nimmermehr mit dem Spielen abgeben, nimmermehr – heute abends soll es das letzte Mal sein‘: o mein Freund, er ist verloren. Eher möchte ich auf das Gegenteil setzen, wofern da ein Spieler in solch einem Augenblick zu sich selber spräche: ‚nun wohl, es soll dir freistehn, dein ganzes übriges Leben lang jeden einzigen Tag zu spielen – heute Abend aber sollst du es lassen‘; und er dann so täte, er ist gewiss gerettet!“ (81f).

Dies erinnert an eine Vätergeschichte, in der zwei unzufriedene Mönche miteinander ausmachen, *morgen* das Kloster zu verlassen; heute wollten sie es noch ein letztes Mal versuchen. So sprachen sie jeden Tag von neuem, - und starben schließlich hoch betagt in ihrem Kloster.

Gerade für uns Mönche, die wir in unserer „feierlichen“, „ewigen“ Profess (wie es so beeindruckend heißt) in erhabenen Zeichen und Riten (früher sogar mit Leichentuch und Totenkerzen) den anfänglichen Grundakt unserer *conversio* für ein Leben lang bekräftigen, - gerade uns sollen diese Wort Kierkegaards hellhörig machen. Nicht umsonst heißt es, dass die *conversio* zur *conversatio* werden muss, d.h. zur stets erneuerten, Schritt für Schritt im klösterlichen Alltag „verifizierten“ Umkehr. Nur in der Wiederholung und steten Erneuerung lässt sich verwirklichen, was ohne dieses Tun nur ein erhabenes Ideal oder gar nur eine schöne Phrase bliebe. Das „Wer mein Jünger sein will, der verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach“ bei Markus (8,34), das mehr den Beginn der Nachfolge bzw. deren Grundsatz formuliert, erfährt bei dem etwas späteren und schon mehr von Gemeinderealität geprägten Lukas eine wesentliche Erweiterung, wenn es heißt: „Wer mein Jünger sein will, der verleugne sich selbst, er nehme *täglich* sein Kreuz auf sich und folge mir nach“ (9,23). Der Bitte ums tägliche Brot entspricht die Bedingung der täglichen Kreuzesnachfolge!

Das Jetzt und Sofort ist so entscheidend, dass man sogar schon vom „achten Sakrament des gegenwärtigen Augenblicks“ gesprochen hat. Ja, es ist schon so, wie Kierkegaard sagt:

„Dennoch, die nächste Stunde entscheidet vielleicht alles; die nächste Stunde nach einer sogenannten stillen Stunde, diese nächste Stunde ist die kritische Stunde. Lässt du sie hingehen und

